



Sebastian Fitzek (hier bei einer Lesung aus seinem eigenen Buch ...) schrieb den Anfang.

Das Buch - Wortmörder

In der Sekunde, in der ich die ersten Zeilen der Botschaft las, wollte mein Gehirn ihre tödliche Bedeutung noch leugnen. Die Buchstaben verschwammen vor meinen Augen, und für einen Moment wählte ich mich in einem Traum, der schön begonnen hatte und jetzt grausam enden sollte.

Doch als ich aufsaß, war das Publikum immer noch da. Die Stuhlreihen vor dem Rednerpult waren dicht besetzt, und selbst im Mittelgang hockten mehrere Gäste und sogar zwei Fotografen. Also war es kein Alptraum. Ich befand mich tatsächlich in einer Thalia-Buchhandlung, eine Hundertschaft von erwartungsvollen Augenpaaren auf mich gerichtet. Und

ich hatte keine Ahnung, was ich jetzt tun sollte, um dem Tod zu entgehen.

Natürlich hätte ich schon viel früher misstrauisch werden sollen. Aber wer denkt schon im Augenblick der größten Euphorie ans Sterben?

Dabei hätte mir von Anfang an klar sein müssen, dass ich in eine Falle lief.

Alles hatte mit der Zusage des Verlags begonnen, meinen Roman veröffentlichen zu wollen. Das Schreiben war ausgerechnet von dem Lektor unterzeichnet worden, der noch ein Jahr zuvor mein Debüt als *seelenlose Reißbrettarbeit* abgelehnt hatte. Ein unerklärlicher Sinneswandel? Sicher. Aber mein Genie war schon viel zu oft verkannt worden, und jetzt hatte endlich jemand seinen Fehler eingesehen. Weshalb also hätte ich mir damals den Kopf darüber zerbrechen sollen? Der obszön hohe Vorschuss und der Zeitdruck, mit dem die Veröffentlichung plötzlich vorangetrieben wurde, hätten eine weniger naive Person sicher stutzig werden lassen. Doch ich war blind vor Stolz und hatte nur noch an die Premiere meines zukünftigen Bestsellers gedacht.

Hier und jetzt in dieser Buchhandlung.

Das Publikum wurde langsam etwas unruhig, also murmelte ich eine kurze Entschuldigung ins Mikrofon und startete auf den ersten Satz des Prologs, mit dem ich die Lesung beginnen wollte.

Haben Sie schon einmal eine Geschichte gehört, deren Ende Sie besser niemals erfahren hätten?

Kein schlechter Anfang. Sogar richtig gut. Es gab nur ein Problem: Er war nicht von mir.

Leicht verwirrt schlug ich das Buch wieder zu und betrachtete den Einband.

Eine Verwechslung? Ein Fehldruck?

Ich hatte kein Belegexemplar erhalten, angeblich, weil die Nachfrage im Handel so groß gewesen war, dass alle Exemplare sofort ausgeliefert werden mussten. Das Buch, aus dem ich vorlesen wollte, hatte auf dem Rednerpult für mich bereitgelegt. Es hatte einen schwarz glänzenden Einband mit einem mysteriösen Cover, so wie es sich für einen gebundenen Psychothriller gehörte. Meine Finger fuhren über den erhabenen Schriftzug, der in dem Licht der Leselampe silbern glänzte:

Sven Lucas

Allein

Mein Name. Mein Titel. Aber definitiv nicht mein Buch. Dafür war es viel zu dünn, wie mir jetzt auffiel. Ich drehte den Roman in meinen Händen und bemerkte einen gelben Papierstreifen, der zwischen den Seiten hervorlugte.

Ein Zeichen? Ein Hinweis meines gesichtslosen Lektors, den ich bislang nur vom Telefon kannte?

Das nervöse Tuscheln unter den Gästen schwoll weiter an. Also schlug ich das Buch an der markierten Stelle auf und erstarrte. Auf den ansonsten leeren Seiten klebte ein handbeschriebenes Post-It.

Lieber Sven, Sie haben es sicher gemerkt. Das ist nicht Ihr erbärmlicher Thriller, der völlig zu Recht von allen Verlagen dieser Welt abgelehnt wurde. Trotzdem werden Sie jetzt aus diesem Buch vorlesen. Denn ich habe in dieser Sekunde eine Waffe auf Ihren Kopf gerichtet.

Ich sah auf und vergeudete wertvolle Sekunden, um in der anonymen Menge eine Gestalt zu entdecken, die mir zuwinken und den schlechten Scherz auflösen würde. Doch ich konnte in der gedimmten Beleuchtung der Buchhandlung niemanden erkennen.

Also las ich weiter.

Blättern Sie jetzt sofort auf Seite 211.

Sie haben dafür fünf Sekunden Zeit.

Tun Sie es nicht, werde ich Sie töten.

Es dauerte eine Weile, bis ich die Bedeutung der Worte begriffen hatte.

Waffe. Kopf. Töten.

Irgendwo weit vor mir hörte ich ein Klicken, und ich zuckte zusammen.

Ein gespannter Hahn? Ein Fotoapparat?

Ich war mir nicht mehr sicher, im wahrsten Sinne des Wortes. Also blätterte ich auf Seite 211, um hier meine schlimmsten Befürchtungen bestätigt zu finden.

Ein weiterer gelber Zettel. Wie erwartet mit einem neuen, noch schrecklicheren Befehl:

Bravo, Sie sind also noch am Leben.

Damit das so bleibt, blättern Sie einfach um. Lesen Sie vor, was auf der nächsten Seite geschrieben steht. Laut und deutlich, damit Sie jeder hören kann. Tun Sie es nicht, werden Sie sterben. Sie haben fünf Sekunden.

Ich schloss die Augen, öffnete sie wieder, doch der gelbe Zettel war immer noch da. Ebenso wie die Menschen vor mir, die darauf warteten, endlich etwas aus meinem Munde zu hören, was sich wie eine spannende Geschichte anhörte. Doch dazu war ich nicht mehr in der Lage.

Was hat das zu bedeuten? Warum geschieht das ausgerechnet mir?

Ich blinzelte, und eine Welle der Angst flutete meinen Körper. Sie trocknete meinen Mund aus, brachte meine Halsschlagader zum Pochen, und meine Finger zitterten, als ich dem Befehl des unbekanntes Erpressers folgte. Ich blätterte um. Und dann wollte ich schreien.

Denn die grauenhaften Sätze, die ich vorlesen sollte, lauteten:

„Vor Ihnen sitzt ein Mörder. Sie glauben, Sie sehen einen talentierten Jungschritsteller. Aber Sie irren sich. Das einzige Talent, das ich besitze, ist, mit Worten zu töten. Worte sind eine mächtige Waffe. Sie sollten sie nie unterschätzen. Ich habe gelernt, diese Waffe zu verwenden. Ich bin bereit, jederzeit einen Mord zu begehen. Nicht aus Bosheit, sondern einfach, weil ich es *kann*. Und ich habe es getan. Mehrfach. Wie oft genau, vermag ich nicht zu sagen. Irgendwann habe ich den Überblick verloren.“



Claudia Lampert (hier bei einer Lesung aus ihrem eigenen Buch ...) schrieb ab hier weiter.

Meine Stimme, die aus dem Mikrofon drang, klang dünn und blechern. Mein Herz raste, und meine Gedanken überschlugen sich. Jemand richtete in diesem Moment eine Waffe auf meinen Kopf. Dieser Jemand kannte mein Geheimnis und zwang mich, es vor hundert Zuhörern preiszugeben. Eine öffentliche Hinrichtung. So oder so – ich war ein toter Mann. Ich tastete nach dem Wasserglas auf dem kleinen Tischchen vor mir und wagte einen Blick ins Publikum.

Viel konnte ich in dem schummrigen Raum nicht erkennen, aber was ich sah, überraschte mich. Es war mucksmäuschenstill, die Gäste hatten sich behaglich zurückgelehnt und sahen mich erwartungsvoll an. Ich brauchte eine Weile, um zu begreifen. Sie glaubten mir kein Wort. Sie wähten sich in einer Geschichte und hatten keine Ahnung, was hier wirklich vorging. Und ich musste zugeben, diese Geschichte hatte einen spannenden Auftakt. Ich sah einen winzigen Hoffnungsschimmer. Solange sie das glaubten, hatte ich eine Chance. Die Chance, ein weiteres Mal davonzukommen, wie schon so oft zuvor.

Ich räusperte mich, trank noch einen Schluck Wasser und blätterte unauffällig in dem Buch vor mir. Nur wenige Seiten waren bedruckt. Der Rest war leer. Ich überschlug die Zeit, die mir blieb, bevor ich vor dem Nichts stand. Zehn Minuten. Höchstens eine Viertelstunde, und auch das nur, wenn ich trödelte. Noch einmal ließ ich den Blick über meine Zuhörer schweifen. Meinen unsichtbaren Gegner erkannte ich nicht unter ihnen. Nun gut, ich würde mich auf sein Spiel einlassen. Etwas anderes blieb mir ohnehin nicht übrig. Wieder überkam mich die Panik. Dieses Mal aber währte sie nur kurz, bevor der Trotz sie vertrieb. Wer auch immer mich hier herausforderte, er hatte keine Vorstellung, worauf er sich einließ. Am Ende würde sich zeigen, wer dieses Spiel gewann und wer tot war. Ich senkte den Blick und begann wieder zu lesen. Mit neuem Selbstbewusstsein und aufreizend langsam.

„Ich war erst vierzehn und mir meiner Macht noch nicht bewusst, als ich meinen ersten Mord beging. Ich habe der Welt einen Gefallen getan mit diesem tragischen Unglücksfall, wie es die Zeitungen damals nannten. Mein Opfer hatte es nicht besser verdient, glauben Sie mir. Ein Rüpel und Schläger, der nichts Besseres zu tun hatte, als seine Mitschüler zu schikanieren. Ein Dummkopf, der keine Ahnung hatte, dass meine Zunge eine so viel schärfere Waffe war als sein Taschenmesser. Er hatte es von Anfang an auf mich abgesehen. Streber und Bücherwurm hat er mich genannt. Brillenschlange und Schlimmeres. Als hätte er mich damit verletzen können.

Ich habe ihn studiert. Nicht, dass es da viel zu studieren gegeben hätte – ein Hohlkopf, wie er im Buche stand. Einzig bestrebt, ständig zu beweisen, wie stark, wie mutig und wie unbesiegbar er war. Ihn zu töten war so einfach, wie ein Butterbrot zu schmieren. Ein Mord ohne jede Raffinesse,

und darauf bin ich nicht stolz. Das Einzige, das ich tun musste, war, ihn zu einer Mutprobe herauszufordern. Ein paar Worte genügten.

Er ist sofort auf meinen Vorschlag mit dem alten Eisenbahntunnel eingegangen. Ein fast zwei Kilometer langer Eisenbahntunnel, wegen der sanften Kurve, die er beschrieb, stockdunkel und reichlich unheimlich. Alle möglichen Gerüchte rankten sich um diesen Tunnel. Es sollte Vampire darin geben, er sollte das Versteck eines wahnsinnigen Mörders und Kinderschänders sein, es sollte darin spuken – der übliche Kinderkram eben. Jedenfalls mieden alle den Tunnel. Ihn ohne Taschenlampe zu durchqueren war daher eine Herausforderung. Und dass diese Herausforderung von mir kam, dem Sesselfurzer und Mausschubser, war eine Provokation, die dieser grenzdebile, größenwahnsinnige Widerling nicht ignorieren konnte.

Wir trafen uns am östlichen Tunnelleingang. Er ging voraus. Ich sollte ihm in zehn Minuten folgen, so war die Abmachung. Siegesicher stolzierte er in den Tunnel und in den Tod. Er hat seinen Tod nicht kommen sehen. Aber er muss ihn gehört haben, bevor er ihn mitten im Tunnel in Fetzen riss. Gut, die Strecke war offiziell stillgelegt. Trotzdem hätte er die Zeitung lesen sollen. Dann hätte er gewusst, dass an diesem Wochenende anlässlich des Eisenbahnjubiläums die alten Dampfzüge die Strecke befuhren. Ein paar Worte trieben ihn in den Tod – ein paar Worte hätten ihm das Leben retten können.“

Wieder griff ich zum Wasserglas, zunehmend beunruhigt. Wer auch immer diesen Text geschrieben hatte, war bemerkenswert gut informiert. Nicht nur über den Tathergang, sondern auch über meine Beweggründe und Emotionen oder vielmehr meinen Mangel an Emotionen. Ich spürte Schweißperlen auf meiner Stirn. Wieder schielte ich ins Publikum, das mir mit wohligem Schaudern zuhörte.

Keiner von ihnen verhielt sich auffällig. Keiner fuchtelte mit einer Waffe herum. Vielleicht war das alles nur ein Bluff. Niemand würde das Risiko eingehen, mich in aller Öffentlichkeit zu erschießen, da war ich mir sicher. Na ja, *fast* sicher. *Fast sicher* reichte nicht. Also las ich weiter und gestand innerhalb weniger Minuten zwei weitere „Unglücksfälle“.

Ich blätterte um. Noch zwei Seiten. Und was dann? Die Angst kroch mir den Rücken hoch wie eine liebkosende Hand, bevor sie sich um meinen Hals legte und mir beinahe zärtlich die Luft abschnürte. Ein weiteres Räuspern, ein weiterer Griff zum Wasserglas. Es war leer. Bedächtig hob ich den Krug, füllte das Glas und trank langsam. Ich räusperte mich erneut und nahm die letzte Textpassage in Angriff.

„Sie glauben mir nicht? Dann sehen Sie sich die Unfall- und Selbstmordhäufigkeit in meinem Bekanntenkreis an. Fast scheint mir, dass ich einen großen Teil meines Lebens auf Friedhöfen zugebracht habe. Ich habe an mehr Beerdigungen teilgenommen als an Sommerparties. Auf jeder einzelnen habe ich Tränen echter Rührung vergossen. Glauben Sie mir, es gibt nichts Berührenderes, als einen anderen Menschen in den Tod zu treiben. Zumal dann, wenn er so unschuldig und vertrauensvoll ist wie Alischa.

Alischa. Auf sie bin ich besonders stolz. Über ein Jahr hat es gedauert, bis ich sie soweit hatte. Worte sind eine mächtige, aber keine schnelle Waffe. Nicht, dass mich das je gestört hätte. Ich habe Zeit. Ich bin kein ungeduldiger Mensch. Ein Kunstwerk, wie das mit Alischa, braucht seine Zeit. Die zarte, streng katholisch erzogene Alischa. So folgsam, so furchtsam und so zutraulich.

Es waren meine Worte, die sie verführten. Natürlich, was sonst. Ich sehe nicht aus wie ein junger Gott – aber ich schreibe wie einer. Glühende Liebesgedichte habe ich für Alischa verfasst. Es müssen Hunderte gewesen sein. Aus heutiger Sicht nicht mehr als Schmachtfetzen, ohne Zweifel sentimentaler Schund, über den ich längst erhaben bin. Damals aber tat er seine Wirkung.

Meinen Beteuerungen unsterblicher Liebe konnte Alischa nicht widerstehen. Ich habe ihren Geist verführt, lange bevor ich ihren Körper verführt habe. Als es soweit war und sie sich mir hingegen hat, tat sie das mit ebensoviel Leidenschaft wie schlechtem Gewissen. Eine berauschende Mischung.

„Meine Eltern bringen mich um“, hat sie geschluchzt, als ihre Periode ausblieb. „Was soll ich nur tun?“ Ich hätte sie beruhigen können. Sie war nicht schwanger. Es gibt andere Mittel, den Zyklus einer Frau durcheinander zu bringen, aber das wusste sie nicht. Wie auch. Kaum jemand liest in seiner Freizeit ein Register von Beipackzetteln. Überhaupt wird viel zu wenig gelesen. Eine unverzeihliche Nachlässigkeit. Alischa konnte nicht ahnen, dass die Antibabypille, die ihr fürsorglicher Liebhaber für sie besorgt hat, etwas ganz anderes war.“

Ich stockte. Das mit der ausgetauschten Pille und der vorgetäuschten Schwangerschaft war das Erste, das nicht den Tatsachen entsprach. Auf diese Idee wäre ich nie gekommen. Worte reichten mir vollkommen, um zu töten – ich brauchte nicht solche profanen Mittel. Fast war ich verärgert. Andererseits musste ich zugeben, dass die Idee sich nicht schlecht machte. Vom literarischen Standpunkt aus gesehen, und das ist schließlich der einzige, der zählt. Ich las weiter.

„Ich habe ihr erneut meine Liebe versichert, in beredter Weise und mit dem üblichen Erfolg. Eine Liebe bis in den Tod und weit darüber hinaus, habe ich gesagt. Nein, gemeinsam durchbrennen kommt nicht in Frage, wir sind ja noch nicht volljährig, wovon sollten wir leben, habe ich gesagt.

Deine Eltern werden uns finden, und dann werden sie uns trennen und dich zwingen, die Frucht unserer Liebe zu töten, habe ich gesagt. Lieber gleich und von eigener Hand sterben, als sich von dir zu trennen, habe ich gesagt. Sie hat mir geglaubt. Am Ende hat sie sogar geglaubt, es sei ihre Idee.

Wir haben uns an einem wunderschönen Sommernachmittag getroffen. Gemeinsam haben wir alle meine Briefe an sie verbrannt, alle Spuren dieser tragischen Liebe vernichtet, so, wie ich sie gebeten habe. Dann habe ich sie zur alten Eisenbahnbrücke geführt. Die Eisenbahn hat mir schon immer zuverlässig gedient.

Wir sind auf das Brückengeländer geklettert. ‚Wir springen bei drei‘, habe ich gesagt. Sie nickte nur. ‚Eins...‘ Sie weinte. ‚Schließ die Augen‘, habe ich gesagt. Sie gehorchte ohne Widerspruch. ‚Zwei...‘ Sie umklammerte meine Hand. ‚Lass meine Hand los, vertrau mir‘, habe ich gesagt. Zögernd löste sie ihre Hand von meiner. ‚Drei...‘

Sie muss das leichte Beben im Brückengeländer gespürt haben, als ich sprang. Sie riss die Augen auf und griff nach meiner Hand. Sie griff ins Leere, verlor das Gleichgewicht und fiel. Im Fallen drehte sie sich, sah mich auf der Brücke stehen, sah mich winken, sah den Verrat. Es war zu spät. Ich glaube, sie wollte schreien. Vielleicht wollte sie mich verfluchen. Ich werde es nie wissen. Das letzte Geräusch, das sie von sich gab, war der dumpfe Aufprall ihres Körpers, als er tief unten auf den Felsen aufschlug.

Ich habe sie nicht angelogen, das möchte ich betonen. Ich habe gesagt: ‚Bei drei springen wir‘, und ich *bin* bei drei gesprungen. Sie hätte darüber nachdenken sollen, dass ein Brückengeländer immer zwei Seiten hat, auf die man springen kann. Wichtig sind nicht nur die Worte, die man sagt. Die Lücken zwischen ihnen sind mindestens genauso wichtig. Das verstehen die wenigsten Menschen. Alischa hat es auch nicht verstanden. Fast tat sie mir leid. Aber es war eine wunderschöne Beerdigung. Eine der schönsten, für die ich je verantwortlich war.“

Hier brach der Text ab. Während ich die letzte Seite gelesen hatte, war mir der Schweiß ausgebrochen. Das Hemd klebte mir am Rücken, und ich hoffte, dass die Zuhörer das in dem schlechten Licht nicht sehen konnten oder es der Aufregung eines Debütanten zuschrieben.

Alischa. Wirklich ein Höhepunkt in meiner Karriere als Mörder. Und ein gut gehütetes Geheimnis, von dem niemand etwas wissen konnte. Warum das anders war, konnte ich mir nicht erklären. Hatte Alischa doch jemandem von mir erzählt? Wer wusste um diese dunkle Episode in meinem Leben?

Instinktiv erkannte ich, dass es hier einzig um Alischa ging. Nur ihr Name war genannt, alle anderen Opfer waren gesichts- und namenlos. Jemand wollte Rache nehmen für Alischa. Und dieser Jemand war hier im Raum. Mit einer Pistole oder einer anderen Waffe. Wieder wurde mir die Gefahr bewusst, in der ich mich befand.

Unsicher, was ich jetzt tun sollte, lächelte ich ins Publikum. Ich blätterte eine weitere Seite um. Nichts. Noch eine Seite. Nichts. Mit zunehmender Panik blätterte ich in dem Buch. Nichts. Nichts. Nichts. Ich klappte es zu und entdeckte den gelben Zettel auf der Rückseite.

Beantworten Sie nun die Fragen aus dem Publikum. Eine Lüge, und Sie sterben.

Ich wandte mich also an mein Publikum. Was sollte ich auch sonst tun?

„Sie waren wundervolle Zuhörer“, begann ich. „Ich weiß, es ist nicht viel, was ich Ihnen vorgelesen habe. Aber ich gehe davon aus, dass sie alle selbst des Lesens mächtig sind. Kaufen Sie also dieses Buch und lesen Sie selbst weiter.“ Vereinzelt leise Lacher. Das war gut. Ich hatte sie auf meiner Seite, und wenn es nach mir ging, würde das auch so bleiben. „Jetzt haben Sie die Gelegenheit, Fragen zu stellen. Ich werde sie ehrlich beantworten.“ Ehrlich. Das klang gut. Ich war durchaus bereit, ehrlich zu sein. Was nicht hieß, dass ich vorhatte, die Wahrheit zu sagen. Auch so ein feiner Unterschied, den die wenigsten begriffen – der Unterschied zwischen Wahrheit und Ehrlichkeit.

Stille. Das kam mir gelegen. Vielleicht wagte ja niemand, eine Frage zu stellen. Jemand hüstelte, jemand scharrte mit den Füßen, jemand rutschte auf seinem Stuhl hin und her, jemand kramte in seiner Handtasche. Und dann sprach jemand. Zögernd und mit dem Respekt, der mir gebührte.

„Wie lange haben Sie an diesem Buch gearbeitet?“

Eine reichlich dumme Frage, deren Beantwortung gar nicht so einfach war. Ich überlegte fieberhaft und versuchte, den Frager zu erkennen. Ein einzelner Scheinwerfer blendete mich, die Menschen waren nur eine unförmige Masse. Sie konnten mich sehen, aber ich sie nicht. Ein eindeutiger Nachteil, den es zu beheben galt. Aber erst musste ich die Frage beantworten.

„Arbeit?“, fragte ich mit einem nachsichtigen Lächeln. „Dieses Buch hat keine Arbeit gemacht. Es hat sich praktisch von alleine geschrieben.“ Das brachte mir weitere höfliche Lacher ein. Sehr gut. Sie fielen darauf herein. Es hat mich schon immer fasziniert, dass man die Wahrheit sagen und trotzdem lügen kann. Bevor die nächste Frage gestellt wurde, wandte ich mich an die Buchhändlerin, die, wie ich wusste, in der ersten Reihe saß.

„Bevor Sie weitere Fragen stellen, möchte ich mich bei der Thalia-Buchhandlung für die Einladung zu diesem blendend organisierten Abend bedanken. Fast etwas zu blendend, wenn ich das anmerken darf.“ Ich blinzelte übertrieben ins Licht, was mir weitere Lacher einbrachte. Die Buchhändlerin war nicht auf den Kopf gefallen und verstand mich. Sie stand hastig auf und verschwand aus meinem Gesichtskreis. Gleich darauf ging die Deckenbeleuchtung an und der Scheinwerfer erlosch. Das war besser, viel besser. Nun war es am Publikum, ein paar Mal in das helle Licht zu blinzeln. Ich nutzte die Gelegenheit, um mich umzusehen. Kein bekanntes Gesicht. Zumindest nicht auf Anhieb. Der Feigling, der mich herausforderte, versteckte sich in der Masse. Ich würde ihn herauslocken müssen. Ziemlich weit hinten hob jemand die Hand. Wie in der Schule. Mit einer lässigen Handbewegung erteilte ich das Wort.

„Wie kommen Sie auf Ihre Ideen?“ Dass Lesern aber auch nie etwas Originelles einfiel!

„Ideen liegen auf der Straße“, antwortete ich, ebenfalls wenig originell. Der Frager ließ nicht locker.

„Und wie sind Sie auf die Idee zu dieser Geschichte gekommen?“

Ich senkte meine Stimme. „Verraten Sie es niemandem – ich habe meine Tagebücher gelesen“, raunte ich. Dieses Mal waren es nicht nur vereinzelt Lacher, dieses Mal erntete ich Gelächter. Sie fraßen mir aus der Hand. Es war so einfach, Menschen mit Worten zu manipulieren. Gott, wie ich dieses Machtgefühl liebte! Fast vergaß ich, dass ich in Lebensgefahr schwebte.

Weitere, zum größten Teil belanglose Fragen, weitere Antworten. Ich fühlte mich zunehmend in Sicherheit. Eine junge Frau meldete sich zu Wort. Sie hatte einen Hut auf und lehnte an der Wand. Ich hatte sie vorher nicht bemerkt – ich hatte keine Ahnung, wie lange sie schon da stand. Ob sie für diese Inszenierung verantwortlich war?

„Wie viel an Ihrer Geschichte ist autobiographisch?“, wollte sie wissen. Eine Frage, von der ich immer angenommen hatte, dass man sie nur den Verfassern von Liebesromanen oder Familiengeschichten stellt, nicht einem Thrillerautor.

„Alles“, gab ich freimütig zu und breitete die Arme aus. Keine Lacher, sondern irritiertes Schweigen. Ein Journalist machte sich eifrig Notizen. Ich trug noch ein bisschen dicker auf. „Wenn Sie mir nicht glauben – sehen Sie sich die Unfall- und Selbstmordhäufigkeit in meinem Bekanntenkreis an“, sagte ich mit einem entwaffnenden Lächeln. Das war hoch gepokert, verfehlte seine Wirkung aber nicht. Die Lacher kehrten zurück.

„Auch Alischa?“, fragte die junge Frau und zog mit einer fließenden Bewegung ihren Hut vom Kopf. Mir verschlug es die Sprache. Einen Moment lang glaubte ich, ein Gespenst zu sehen.

Glaubte, Alischa sei aus dem Grab zurückgekommen wie ein Racheengel. Die Ähnlichkeit war verblüffend und konnte unmöglich ein Zufall sein. Die junge Frau sah aus, wie Alischa mit fünf- und zwanzig ausgesehen hätte, wäre sie nicht mit siebzehn in den Tod gesprungen.

Meine Gedanken rasten. Ich hatte Alischas bigotte Familie nie kennengelernt. Nur auf dem Friedhof hatte ich sie gesehen, wenn auch nicht aus der Nähe. Bei Beerdigungen hielt ich mich immer am Rand. Aber Alischa hatte etwas von einer kleinen Schwester erzählt. Das musste sie sein. Das also war meine Gegnerin, die sich nun endlich zu erkennen gab.

Mein Puls raste, mir brach der kalte Schweiß aus, und ich schnappte nach Luft. Sie war keine fünf Meter von mir entfernt. Und ich saß hier wie auf dem Präsentierteller. Wenn sie tatsächlich eine Pistole bei sich hatte, konnte sie mich auf diese Entfernung gar nicht verfehlen. Ich sah den Hass in ihren Augen und traute ihr durchaus zu, mich einfach zu erschießen. Ich behielt ihre Hände im Blick. Momentan umklammerten sie den Hut.

„Was ist mit Alischa?“, wiederholte sie. Gespannte Stille herrschte im Raum. Ich wägte meine Optionen ab. Aufspringen und davonrennen. Unrühmlich und wenig erfolgversprechend. Ein offenes Eingeständnis von Schuld und eine glaubwürdig vorgebrachte Entschuldigung. Ebenfalls unrühmlich und wenig erfolgversprechend. Eine Lüge. Möglicherweise ein Todesurteil, also indiskutabel. Provokation. Riskant, aber möglicherweise erfolgreich.

„Alischa“, begann ich gedehnt und musterte meine Gegnerin. Der Hass in ihren Augen galt nicht alleine mir, dessen war ich sicher. Ein gut Teil davon kehrte sich gegen sie selbst, auch dessen war ich sicher. Eine Frau, die am Rande eines Abgrunds stand und nichts zu verlieren hatte. Ein winziger Schubs würde genügen, damit sie fiel. Unter normalen Umständen hätte mich das nicht gereizt. Keine wirkliche Herausforderung. Aber die Umstände waren nicht normal.

„Alischa war eine Heilige. Liebreizend, folgsam, nachgiebig. Die geborene Märtyrerin“, fuhr ich fort. „Und das durchtriebenste Flittchen, das mir je begegnet ist. Sie hat es mit jedem Bauernlümmele und Chorknaben getrieben – und mit dem ein oder anderen Chormädchen.“

Niemand lachte. Irritiert rutschten die Zuhörer auf ihren Stühlen hin und her. Vielleicht ahnten sie noch nicht, was vor sich ging, aber sie spürten, dass sich etwas geändert hatte. Die Stimmung im Saal kippte. Die rechte Hand von Alischas Schwester verschwand hinter dem Hut.

„Daran traf sie keine Schuld“, beeilte ich mich, zu sagen. „Schuld daran war ihr Vater.“

Die Hand hielt in der Bewegung inne. Offenbar hatte ich die richtige Richtung eingeschlagen. Ich rief mir alles in Erinnerung, was ich über Alischa wusste. Mein Leben hing davon ab, mich an möglichst viele Details zu erinnern. Nicht gerade die optimalen Bedingungen, um nachzudenken.

„Alischas Vater hat sie jahrelang missbraucht“, fuhr ich fort. Ich meinte mich zu erinnern, dass Alischa etwas in diese Richtung angedeutet hatte. Ich hoffte nur, dass ich sie nicht missverstanden hatte – vielleicht hätte ich ihr doch besser zuhören sollen. Ich holte zum entscheidenden Schlag aus. „Ebenso wie ihre damals achtjährige Schwester, die ich leider nie kennengelernt habe.“

Alischas Schwester nagte an ihrer Unterlippe. Gott, sie war Alischa so ähnlich. So leicht zu verunsichern. So leicht an die Grenze ihrer Belastbarkeit zu bringen, sobald man einen wunden Punkt berührte.

„Hilflose, anmutige Geschöpfe in der Hand eines Ungeheuers.“ Ich gab mich ehrlich bekümmert. „Mit ihrer Promiskuität hat Alischa nur zu kompensieren versucht, was ihr Vater ihr angetan hat. Ich weiß nicht, wie ihre Schwester das alles verarbeitet hat, aber Alischa sah im Tod ihren einzigen Ausweg. Der Tod war eine Erlösung für sie – hätte ich sie davon abhalten können, ich hätte es getan.“

Der letzte Teil war gelogen. Ich sah Alischas Schwester eindringlich an. Aus dem Augenwinkel beobachtete ich das Publikum. Sie wirkten verunsichert, die meisten sahen zwischen mir und meiner Gegnerin hin und her und wussten offenbar nicht, was sie von diesem ganzen Schauspiel halten sollten. Der Journalist notierte sich jedes Wort, das ich sagte. Ich konnte mir förmlich vorstellen, wie er im Kopf bereits seinen Artikel formulierte. Ich hoffte, es würde ein Artikel werden über einen Schriftsteller, der es als Marketinggag sah, sich mit dem Mörder aus seiner Geschichte zu identifizieren und dessen Rolle zu spielen. Mehr noch hoffte ich, dass es mir vergönnt war, diesen Artikel zu lesen. Verständlicherweise wünschte ich nicht, dass er post mortem erschien.

Ich wandte mich wieder an Alischas Schwester. Jetzt galt es, den vernichtenden Schlag zu tun, ihr den kleinen Schubs zu geben, den sie brauchte. Ich wählte meine Worte mit Bedacht und sprach im beschwörenden, hypnotisierenden Tonfall eines Sektenführers.

„Der Tod ist nichts Grausames, glauben Sie mir. Der Tod ist sanft. Im Tod gibt es kein Leid mehr, keine Schmerzen, keine Schuldgefühle. Es gibt Dinge, die sind für einen Menschen zu schwer zu tragen. Der Tod nimmt uns diese Dinge ab. Er ist eine Erlösung. Sich dem Tod zu übergeben ist eine Geste des freien Willens, eine große und bewundernswerte Geste, für die nur die wenigsten Menschen den Mut finden. Dabei ist es so einfach, Erlösung zu finden.“

In dieser Ansprache waren alle Zutaten enthalten, die Alischas Schwester brauchte: Das Auslösen der Schuldgefühle, die sie mit Sicherheit hatte, die Aussicht auf Erlösung, die Absolution für einen Selbstmord, mehr noch, die Anerkennung für den Mut, ihn durchzuführen. Ich sah, dass

all diese Dinge in ihrem Kopf einen Platz fanden. Ich musste zugeben, dass das nicht allein mein Verdienst war – sie hatte den Boden für diese Entscheidung längst vorbereitet.

Ohne Zweifel hatte sie diese ganze Show inszeniert, um mich zur Rechenschaft zu ziehen. Mehr noch, sie war heute gekommen, um zu töten. Aber ich war mir sicher, dass sie von Anfang an nicht gewusst hatte, wen sie töten würde. Mich oder sich selbst. Die Chancen standen eins zu eins. Nun verschob sich das Verhältnis zu meinen Gunsten. Ich konnte es in ihren Augen sehen. Sie waren längst tot. Ich unterdrückte ein triumphierendes Lächeln. Noch war das Spiel nicht zu Ende.

Ihre Hand kam hinter dem Hut hervor. Ich habe mich nie mit Schusswaffen auseinandergesetzt und weiß nicht, was sie da genau in der Hand hielt. Irgendein stumpfnäsiges schwarzes Ding. Selbst in meiner momentanen Situation konnte ich nichts als Verachtung dafür aufbringen. Wie ausgesprochen stillos!

„Glauben Sie mir, der Tod ist eine Erlösung“, flüsterte ich und sah Alischas Schwester mit einer Intensität an, die an Unhöflichkeit grenzte. „Es geht ganz schnell. Es ist ganz leicht. Und dann sind Sie frei.“

Sie hob die Waffe und zielte auf mich. Jemand schrie, ins Publikum kam Bewegung. Trotz des Tumults hörte ich den Hahn der Waffe klicken. Ein helles Licht flammte auf. Erst dachte ich, es sei Mündungsfeuer. Erst dann wurde mir klar, was geschehen war: Irgendein Idiot machte ein Foto.

Alischas Schwester näherte sich mir. Der Lauf der Waffe deutete auf meinen Kopf. Warum hielt sie niemand auf? Zum Teufel, es musste doch jemand diese Wahnsinnige stoppen! Stattdessen saß das Publikum wie paralysiert da und verfolgte die Szene. Die, die vorhin aufgesprungen waren, standen da wie festgewachsen und starrten mich an wie Schafe, die man zur Schlachtbank führt. Nur, dass ich es war, der zur Schlachtbank geführt wurde.

„Sie haben recht. Der Tod ist eine Erlösung“, hörte ich die Stimme meiner Gegnerin. Der Lauf der Waffe drückte sich an meine Schläfe. Auch ich saß nur paralysiert da – ich war nicht besser, als die hundert Menschen, die uns anstarrten und nichts begriffen. Die nicht eingriffen.

„Sie werden büßen“, sagte Alischas Schwester. Ich schloss die Augen. Der Druck an meiner Schläfe ließ nach. Sie drückte ab.

Der Knall zerfetzte die Stille. Ich spürte Blut in meinem Gesicht. Ich hörte Schreie. Im Saal brach Panik aus. Stühle polterten zu Boden. Ich hatte keine Schmerzen. Vorsichtig blinzelte ich. Ich lebte noch. Sah, wie hundert Menschen versuchten, durch die Türe zu kommen und sich dabei

gegenseitig fast zu Tode quetschten. Sechzehn Verletzte, darunter drei schwer, erfuhr ich später. Niemand näherte sich mir. Was war nur los mit diesen Menschen? Langsam drehte ich mich um. Alischas Schwester lag hinter mir auf dem Boden. Ihr Kopf war explodiert. Ein hässlicher Anblick. Ein Selbstmord ohne jede Ästhetik. Angewidert wandte ich mich ab. Endlich kam jemand zu mir auf die Bühne. Wahrscheinlich waren nur ein paar Sekunden seit dem Schuss verstrichen, aber mir kam es vor wie eine Ewigkeit. Alles passierte in Zeitlupe.

„Sind Sie verletzt?“, fragte mich jemand.

Ich schüttelte den Kopf. „Nein. Kümmern Sie sich um diese arme, verwirrte Frau“, sagte ich. Mein Mund war ausgetrocknet und ich musste zweimal ansetzen, bis ich die Worte formen konnte.

Ich kann mich nur vage daran erinnern, was danach passiert ist. Irgendwann kamen Sanitäter. Sie kümmerten sich um die Verletzten. Für Alischas Schwester konnten sie nichts mehr tun. Sie konnten sie nur noch in einen Leichensack stecken und das, was von ihrem Kopf übrig geblieben war, vom Teppich kratzen.

Sie brachten mich ins Krankenhaus. Sie gaben mir frische Kleider. Das Hemd, das ich extra für diese Lesung gekauft hatte, werde ich nie wieder tragen können. Ich war froh, mich waschen zu können. Blut, Knochensplitter und Gehirnmasse klebten in meinen Haaren. Ich habe den Geruch noch immer in der Nase. Vermutlich werde ich diesen widerlichen Geruch für den Rest meines Lebens nicht mehr los. Ich ließ alles mit mir geschehen, beantwortete Fragen, bekundete Unverständnis und Mitgefühl. Das ganze Geschehen berührte mich kaum. Ich wohnte dem Schauspiel seltsam unbeteiligt bei. In meinem Kopf war nur Platz für einen einzigen Gedanken: „Ich bin davongekommen. Wieder einmal bin ich davongekommen.“

Es dauerte zwei Tage, bis sie mich abholten. Fast verlegen las mir ein junger Polizist meine Rechte vor und bat mich höflich, ihm aufs Revier zu folgen. Sie hatten Nachforschungen angestellt. Und, nun ja, wie soll ich sagen – die Unfall- und Selbstmordhäufigkeit in meinem Bekanntenkreis ist überdurchschnittlich.

Ich weiß nicht, ob sie Beweise finden werden. Vielleicht kann ich mich erneut aus allem herausreden.

Sie haben mir alles genommen, womit ich mich oder einen anderen verletzen könnte. Meine Schlüssel, meinen Kugelschreiber, sogar meine Kreditkarten und meine Schnürsenkel. Nur meine

mächtigste Waffe konnten sie mir nicht nehmen. Meine Beredsamkeit. Solange ich sie habe, fühle ich mich nur mäßig bedroht.

Ich höre ihre Schritte auf dem Gang. Es wird Zeit, dass ich meine Aufzeichnungen unterbreche und sie verstecke. Ich sitze auf meiner Pritsche und schreibe mit einem Filzstift. Das einzige Zugeständnis, das sie gemacht haben. Es genügt mir. Die Wände, zwischen die sie mich sperren, sind kein Gefängnis für mich. Solange ich einen Stift führen kann, solange ich mit Worten jonglieren kann, bin ich frei. Also nutze ich diese Freiheit und schreibe. Und die Geschichte, an der ich schreibe, wird ohne jeden Zweifel ein Bestseller. Die Verlage werden sich ebenso darum reißen, wie die Buchhandlungen und die Leser.

Die Umstände, unter denen dieses Buch entsteht, sind zu gut, als dass es kein durchschlagender Erfolg werden könnte. Schon jetzt ist meine Geschichte in jeder Zeitung abgedruckt. Die Geschichte eines Mörders. Ein Festessen für die Medien. Endlich wird mir der Ruhm zuteil, der mir zusteht. Niemand wird dieses Buch ignorieren können. Es wird ein Bestseller. Todsicher.

Dass sich mein Zellennachbar gestern Nacht aus unerklärlichen Gründen an seinem Gürtel erhängt hat, nachdem wir eine Zeitlang freundlich geplaudert haben, wird das nicht verhindern. Im Gegenteil.

Kurzkrimi anlässlich des „Thalia Krimisommer“

Literaturwettbewerb Sommer 2008

Eckdaten:

Rund 120 Einsendungen aus dem deutschsprachigen Raum

Drei Beiträge wurden von der fünfköpfigen Jury ausgewählt und auf der Webseite von Thalia.at zur Abstimmung veröffentlicht.

2850 Besucher nahmen an der Abstimmung teil.

1335 Stimmen entfielen auf den Wortmörder, der damit den 1. Platz belegte.

Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung von Sebastian Fitzek www.sebastianfitzek.de.

Verantwortlich: Claudia Lampert www.claudialampert.de.